

aliteraverlag

Des Gesicht vom Tod, wie das wohl aussieht?«, sinniert die Mela, die »alte Hex«. Auf ihrer abgewetzten Chaiselongue sitzt sie, ihre Tasse kalten Tees in der Hand, umringt von den Geistern der Vergangenheit. Doch die Mela will nicht auf ihn warten, will den »Hundsfott, den beinigen« noch richtig derblecken, bevor's zu Ende geht mit ihr. Noch im Sprung ruft sie dem Tod trotzig zu: »Eine Nasen dreh ich dir! Auch wenn ich selber bald keine Nasen mehr hab!«

Die Liedermacherin Mono Gunia erzählt Geschichten vom Leben und Sterben zwischen Herrgottswinkel und Aberglauben, Heiligenbuidl und Hexenverfolgung, armen Hascherln und Haderlumpen. Es sind Geschichten voll anrührender Tragik und schauriger Heiterkeit zugleich, deren Wurzeln tief in die bayerische Seele reichen.

MONO GUNIA kommt 1944 in München als Tochter eines Komponisten und Pianisten zur Welt. Früh von Musik begeistert, lässt sie sich auf dem Konservatorium in München in Schauspiel und Operngesang ausbilden. Sie singt 30 Jahre sowohl für den Chor der Bayerischen Staatsoper als auch als Studio- und Bluessängerin. Seit 1972 singt, textet und produziert Mono Gunia zusammen mit ihrem Ehemann, dem Gitarristen und Filmmusikkomponisten Paul Vincent. Sie ist freischaffende Sängerin, Schauspielerin, Autorin und Musikproduzentin.

Mono Gunia
Die Engelmacherin
Bayerische Erzählungen

aliteravergag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Inter-
net über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Für meine geliebte Großmutter
Paula Vonbun*

*Mein Dank gilt:
Paul Vincent Gunia und Klaus Middendorf*

*Ganz besonderer Dank gilt dem,
dem wir alles Gute zu verdanken haben –
unserem Herrgott*

Dezember 2008
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2008 Buch&media GmbH, München
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany · ISBN 978-3-86906-001-9

Inhalt

Die Dödin	7
Die Engelmacherin	18
Der Leichenwagen	24
Der Zwurl	31
Eine saubere Bescherung	41
Advent	53
Die Geschichte vom Jackl, der wo das Eiserne Kreuz gekriegt hat, obwohl der Krieg schon lang vorbei war	62
Der Fliegende Holländer	72
Zwischen Himmel und Erde	96
Mela	106

Die Dödin

Das Nanei hab ich zum ersten Mal gesehen, gleich nachdem ich da her in des alte Haus am Dorfrand einzogen bin. Die vielen Kisten sind noch überall herumgestanden, und ich hab mit Müh und Not mein Bett aufbaut gehabt für die Nacht. Eine saubere Leistung für so einen alten Scherben wie mich! Wie ich so eine Pause mach und mir einen Kaffee aufbrüh – net zu stark, sonst kann unsereins ja nachts nicht schlafen –, da hab ich sie im Garten gesehen.

Ich hab gleich gewusst, dass das mit dem Nanei etwas Außergewöhnliches ist, so was spürt ein Indianer wie ich. Und ich hab mir gedacht: Da ist so ein Besonderes um diese alte Schachtel. Die ist gewiss nicht diesseitig.

Wahrscheinlich hat das Nanei schon immer in dem Haus da gewohnt und zeigt sich jetzt, damit ich gleich den nötigen Respekt krieg vor ihr. Dass man sich mit solchen Hausbesitzern gut stellen muss, kapiert doch ein jeder. Nur dann kann man es als Eindringling in so einem Haus aushalten. Man weiß ja, dass, wenn man so ein Gespenst gut behandelt, es einem hilft. Meistens jedenfalls.

Na ja, man wird sehen! Also, am ersten Tag schon ist das Nanei drüben bei der alten Ulme auf einem maroden Schaukelstuhl gesessen. Sie ist mächtig hin und her gewippt, so dass es mir vorgekommen ist, als wär sie ziemlich zornig, weil ich jetzt da bin. Ich aber hab mir nichts draus gemacht, weil – gekauft ist gekauft! Hab mir nur gedacht, bei dem Tempo fällt sie gleich hin und tut sich was.

Aber bis ich hinausgekommen bin in den Garten, um sie vor einem Sturz zu bewahren, ist sie schon verschwunden gewesen. Bloß der Stuhl hat sich noch heftig bewegt. Da war es klar, sie ist keine Diesseitige.

Aus der Stadt hab ich ein paar kranke Rosenstöck' und einen Baum mitgebracht, ein Bamerl ist's eher, ein Zwergflieder, der schon arg krumm daherkommt und ziemlich zerrupft aussieht, so wie ich halt auch. Die werden sich hier gut erholen.

Und mein Hund, mein kleiner weißer Freund, der Elvis, hat mich auch hierher in die Eremitage begleitet. Er wird es aber nimmer lang machen, weil er was mit die Nieren hat. Und so haben wir beide hoffentlich noch ein paar schöne Tage da in der Wildnis.

Unser Dorf kannst noch nicht einmal auf der Landkarten finden, so unwichtig und verschlafen ist es. Und das ist grad recht für uns zwei. Hier lassen uns alle in Ruh, die wo uns sonst nur auf den Geist gehen.

Es scheint mir, dass man da, wo die Zeit eingeschlafen ist, recht gut überleben kann, weil einen hier nicht einmal der Tod findet. Angst hab ich schon gehabt vor meinem Entschluss, das geb ich zu. Die Stadt ganz aufzugeben, die perfekte Versorgung, die Apotheke und das Krankenhaus, und nicht zu vergessen den Doktor Triebig, der mich genau kennt und weiß, was ich vertrag und was nicht, das braucht schon eine ganze Menge Mut in meinem Alter. Von meinen Freunden aus Bogenhausen sind die meisten schon für immer abgereist oder in billigere Gegenden gezogen, weil sich die Mieten bloß noch die Neureichen leisten können.

Ich war noch keine Woch eingerichtet, da bin ich mit dem Radl vom Einkaufen kommen. Es war mir grad so, als wie wenn ein schwarz angezogener Mann die Dachrinn hinaufklettert und blitzschnell – hast du nicht gesehn – hinterm Knöterich verschwindet. Jetzt so eine Unverschämtheit!, hab ich bei mir gedacht. Und wie ich dann in den Garten lauf, damit ich den frechen Kerl zur Red stell und aufs Dach hinaufschau, da war nix. Rein gar nix!

Der Himmel war blau, wie man's bloß im August kennt, und eine fette Wattewolken ist faul überm Kamin droben gehängt. Der Wetterhahn hat sich kaum bewegt, ist ein bisserl von Süd nach West gerückt, hat hin und her geschaukelt und dabei ein rostiges Geräusch gemacht, obwohl gar kein Wind da war.

Auf der Dorfstraß war auch nix zum Sehn. Bloß dem Meierbauern seine alte blinde Katz ist in der Mitten von der Straß gelegen, so wie alle Tag, und hat ihr Mittagsschlaferl gehalten. Im Hollerbuschen vorm Wegkreuz ham sich die Vogerl gestritten wie die roten Hund. Mein Elvis ist in seinem Körperl auf der Veranda gelegen und hat geschnarcht wie ein besoffener Bierführer. Da hab ich den Kopf geschüttelt und mir gedacht, dass ich halt schon Gespenster seh vor

lauter Einsamkeit. Da ist's mir ein bisserl angst worden, dass ich auf meine alten Tag noch durchdreh.

Aber dann war das Nanei wieder da, ich muss sagen: Gott sei Dank. Am selbigen Abend hat sie sich gezeigt. Hat einen wagenradgroßen Florentinerhut aufgehabt und einen bunten Kittelschurz an, richtig krachert halt. Eine goldene Sichel hat sie auch dabeigehabt. Und glaubst mir's oder nicht – das Nanei hat meinen Elvis an der Leine geführt und ist mit ihm zum Gartentürl hinaus!

»He, hallo, Sie da! Des ist mein Hund, wo wolln's denn hin mit ihm?«, hab ich ihr nachgerufen.

Da hat sie sich umgedreht und mich lang angeschaut, zuerst ham ihre Augen noch gestrahlt, aber dann sind's groß und finster worden und des ganze Gschau war recht ernst auf einmal. Da ist's mir anders worden.

Hinausgegangen ist sie übers Feld und im goldenen Licht von der Abendsonn verschwunden mitsamt meinem Hunderl. Bloß die Sichel hat noch eine Zeitlang aufblitzt, dass' in die Augen wehgetan hat. Wie wenn einer das Korn noch auf die alte Weis schneidet, so hat es ausgeschaut.

Mein Elvis aber ist in Wahrheit die ganze Zeit bei mir gewesen, hat mit dem Schwanz gewedelt und sich's Maul geleckt, weil's ja Zeit fürs Abendessn war und er gerochen hat, dass ich ein Henderl gebraten hab, des wo ich allein eh nicht schaff. Der hat schon gewusst, dass bald ein Haufen gutes, zartes Hühnerfleisch in sein kleines Baucherl hineinkommt! Darauf hat er sich gefreut. Und ich mich auch. So ein Blödsinn, hab ich gesagt und beschlossen, die Geschichte nicht ernst zu nehmen. War halt bloß ein Tagtraum. Einer von vielen.

So ist der Sommer gekommen, und es war ein schöner, heißer Sommer. Manchmal hat's einen Sturm gegeben mit Mordsblitz und Donnerwetter, so wie heut auch. Da hab ich mich schon gefürchtet so allein, weil's grad so war, wie wenn die Welt untergeht. Einmal ist es besonders wild zugegangen.

Und da, wie ich in die Küch geh, steht's Nanei da, im Hausgang, so als ob's auf mich gewartet hat.

Sie hat mein rotes Feuerzeug vom Garderobentischerl genommen und eine Kerze angezündet vor der eisernen Muttergottes neben

dem Kachelofen, hat ein Gebet gemurmelt und mir zugnickt, ich sollt' nur mitmachen mit dem Beten. Aber mir war's zu blöd in dem Moment. Ich hab's net so mit der verordneten Religion.

Dann ist's ins Schlafzimmer gangen, und wie ich ihr nachgeh, ist sie nirgendwo, da war's halt wieder verschwunden, als hätt's der Erdboden verschluckt. Ich war schon recht verzweifelt, weil's gar so finster war und meine Gesellschaft sich mir nichts dir nichts verabschiedet hat. Ich bin hinausgangen auf die Veranda und hab in den Sturm hineingebrüllt: »Muttergottes steh uns bei, wennst kannst!«

Da hat sich der Wind plötzlich hingelegt vor meine Füß wie ein Lamm. Das war schon mehr als seltsam, dass mich jemand hört. Und ich hab mir vorgenommen, dass ich das jetzt bei jedem Wetter so mach.

Ich hab auch später noch die Kerzen angezündet, wenn ein Sturm aufgezogen ist, und ein Gebet hergesagt. Und der Sturm ist doch tatsächlich linder geworden und hat keinen großen Schaden angerichtet.

Freilich, wenn ich das wem erzählt hätt, der hätt mich gleich nach Haar in die Depperlanstalt eingeliefert.

Manchmal, in der Früh, ist eine arme Seel draußen im Garten herumgeschlichen. Das hat mir nicht gefallen, und so hab ich in der Morgendämmerung damit angefangen, für die armen Seelen zum Beten, so wie ich's als Kind beim Pater Aquilas in der Religionsstund gelernt hab und wie's der Brauch ist von alters her bei uns in Bayern. Und ich hab mit den armen Seelen einen Vertrag geschlossen: Ich bet für sie jeden Tag, den Gott vom Himmel gibt, und sie helfen mir dafür beim Leben und erschrecken mich nicht unangemeldet.

Ja, und dass mir wer hilft, das war auch recht notwendig! Weil, ich bin nimmer zurand kommen mit die tagtäglichen Widrigkeiten, die wo ich im Alleingang hab stemmen müssen!

Heut Mittag, da ist das Nanei ganz plötzlich wieder in der Küch gesessen. Hockt da auf dem Platz, der für den Besuch gedacht ist, den mit der besten Aussicht auf den Garten hinaus, und grinst.

Ich bin grad dabei, den Schweinsbraten mit einer guten Suppen zu übergießen, damit er die rechte Farb kriegt, und bin eigentlich recht zufrieden mit dem Fortschritt von der fettigen Angelegenheit.

»I bin da«, sagt das Nanei unnötigerweise. »Bin net zum Übersehn, und vastecka kost di aa net vor mir. I find di überall. Hab no an jeden gefunden und eikassiert!«, sagt sie, und es klingt gar net so freundlich, wie man meinen möchte.

Irgendwie geht mir in dem Moment ein Seifensieder auf. Aha, denk ich mir, das Nanei ist vielleicht die Dödin, die Frau vom Tod. Und die kommt mich jetzt holen. Mich – oder den Elvis. Oder uns alle zwei.

Da sagt's mit ihrer hohen Kinderstimme: »Mei, derfst ma fei scho was vo deine Knöchel gebn, zum Abfiesln, woast scho, a arme Seel wia i lebt halt aa net vo da Luft alloa. Da is scho no a wengerl a Gusto drinnat. Und zum Hallelujasinga is no a wengerl hi für di und mi!« Und gelacht hat's, richtig dreckert, wie man so sagt.

»Mit deine zwoa Fangzähne kannst doch eh nix mehr abfiesln!«, mein ich und fang erleichtert auch das Lachen an. Die Nachricht ist nicht schlecht. Es gibt anscheinend noch einen kleinen Aufschub.

»Lass bloß a scheens Stückl rüberfahrn«, feixt das Nanei, »nachad zoag i da scho, wozua a oid's Weib no fähig is. Is oisam bloß a reine Übungssach!«

Also stell ich ihr ein Katzentellerl aus Zinn mit einem schönen Knöchel hin, wo noch allerhand Zuzerln dran sind, und wünsch: »Lass da's neiwachsen!«

»Vergelt's Gott«, kräht das Nanei, wird auf einmal ernst und schaut mich mit ihre schwarzen Kohlenaugen lang an. Was gibt's denn da zum Schauen? Ich hör die alte Standuhr im Gang ganz laut schlagen, und sie knarzt dabei, als würd sie gleich den Geist aufgeben. Da wird mir blümerant.

Aber da lacht's schon wieder, das Nanei, und schiebt mit ihre wachsgelbe Altweiberfinger das Stückerl knorpliges Fleisch in den beinahe zahnlosen Mund und zuzelt, dass es grad so schnalzt. Sie traktiert das Gustostückerl mit ihren zwei Zähnen wie der Has seine Mohrrüben, und es kracht, dass es eine wahre Freud ist, wie sie das goldbraune Krapferl aufbeißt.

»Gell, des is a Musi, de gfallt da aa. Für heit is aus mit da Fasterei!«, lacht das Nanei und hält mir den Teller schon wieder unter die Nase. Ich geb ihr natürlich gleich noch ein schönes Eckerl vom Braten, den Anschnitt, das »Scherzl«. Und eine Soß lass ich auch drüberlaufen, mit ein paar schönen Fettaugen drauf, damit's besser rutscht!

Sie macht keine langen Umständ. Noch bevor ich ein Serviettl holen kann, ist alles weg – das Gustostückerl, das Tellerl – und das Nanei auch.

Der Elvis und ich lassen uns trotzdem den Braten und die Seidenknödel schmecken. Den Gurkensalat mag er nicht, der Elvis. Aber einen zweiten Knödel. Grad will ich mir vor dem Mittagsschlaf einen Kaffee aufbrühen, da hockt das Nanei schon wieder an ihrem Platz.

»Da bin i wiada! Hast an Rauch da, a Zigarrn, a Ziffl? Oder wenigstens a Tasserl Kaffee?«, sagt sie und blinzelt in die Gegend, als wenn's schlecht sehen tät. Ich freu mich narrisch, dass das Nanei wieder da ist, und mach uns zwei einen schönen Kaffee.

Und weil ich keinen Rauch da hab, langt das Nanei einfach in die oberste Schublade vom Küchenbüffet und zaubert eine angebrochene Packung *Lucky Strike* raus.

»De is no vom letzt'n Kriag übabliam, des glabst!«, sagt's und zündet sich eine an. Ich rauch quasi mit. Freu mich über das Gerücherl, das mich an vergangene Zeiten erinnert, wo ich locker zwei Schachteln Luckies am Tag durchgezogen hab.

»Du kriegst fei nix, sonst huast'st wiada de ganz Nacht!«, meint das Nanei, hockt sich hin, macht einen sauberen Lungenzug und hustet mir gleich ein saftiges Stropherl vor. Sie bellt wie ein sterbenskranker Fleischerhund.

»Wann si do da Dod dazuaschlagt ...!«, sag ich und lach in mich hinein.

Ich fühl mich grad so, als wär ich wieder zwanzig Jahr alt und dumm und unsterblich. So frisch ist die Welt, dass man ohne Bedenken sündigen kann, dass man übers Sterben noch ungestraft seine Gspañetteln machen darf. Grad zünftig ist's. So darf's bleiben.

Das Nanei trinkt ihren Kaffee mit viel Rahm und vier Löffel Fruchtzucker. Grad schmecken tut's ihr, und mir auch.

Aber – das weiß man ja, das Glück ist ein Vogerl und gleich wieder beim Fenster hinaus, wenn es merkt, dass du es halten magst. Fünf Uhr ist's, und das Nanei fingert ihren abgewetzten Rosenkranz aus der Schurztaschen. Sie kennt keine Gnade.

»Was i vatrog, des vatrogst du a. Und jetzt bet' ma zum Ave a Gsaterl. Bloß oans. Mehra kann a Seel wia du heitz'dag ja net leistn.«

Sie fängt an, den glorreichen Rosenkranz herzumbeten, in einer Geschwindigkeit, die mich ganz damisch macht. Aber ich versteh trotzdem jedes Wort.

»Die du, o Jungfrau, im Himmel gekrönt worden bist« ...

Ich stell's mir lebhaft vor, wie die Heilige Jungfrau hinauffährt auf den rosa Wolken, wie auf einen Schnürboden im Theater, hinauf in den Himmel, links und rechts die Engerl, und eingerahmt von einem Kranz aus Lilien und Rosen, so wie man's halt kennt von die kitschigen Heiligenbilder.

Auf einmal ist alles ganz golden überglänzt in der KÜch – die Schöpflöffel, die ofenroten französischen Eisentöpf, das Schmalzhäferl von der Tante Hedwig aus Niederbayern und die Heiligenbilder an der Wand, weil die Sonn noch einmal voll aufdreht, bevor's ins Bett geht. Schnell ist's vorbei mit dem Zauber. Es mag finster werden draußen im Garten. Der alte Uhu fängt mit seinem Solokonzert auch schon an. »Uhu – uhu!«, mach ich ihn nach und tratz ihn ein bissl, den Totenvogel, so wie alle Tag.

Das Öllicht im burgunderroten Glasl vor der Ikone flattert heut gar so unruhig und wirft einen grausligen Schatten an die Wand. Ist gescheiter, ich blas es aus, das Ewige Licht. Unser Herr Jesus wird mir schon nicht bös sein deswegen. Ein Licht, das einem Angst macht!

Heut lob ich mir ausnahmsweis das Elektrische. Zum Glück ist ja der Elvis da, mein kranker Hund.

Er kann freilich nimmer hinauf zu mir aufs Bett. Ich heb ihn vorsichtig hoch und leg ihn hin. Das tut ihm gut, so weich und warm, wie's da heroben ist. Und er schaut mich an und sagt mir, wie gern er mich hat und seufzt und schnarcht kurz drauf gleich an meinem Ohr wie ein Mensch.

Ich muss auch eingeschlafen sein. Ein Vogerl weckt mich mit seinem wunderschönen Gesang mitten in der Nacht. Also steh ich auf und mach mir einen Tee. Ich hol den Zucker aus der Kammer. Und wie ich zurückkomm, ist da das Nanei und schlürft schon aus meiner englischen Rosentasse meinen *Yorkshire Gold*.

»Hast a Kipferl aa dazua?«, fragt sie.

»Ja freilich, sunst no was, wo sollt i des denn um die Uhrzeit herbringa?«, sag ich. »I mach da a Honigbrot mit ganz vui Butter drauf!«

»Ja, des lafft scho durch!«, lacht das Nanei und holt mir auch eine

Tasse aus dem Schrank, von der ich gar nimmer weiß, dass ich die noch hab.

»Der lieben Mutter«, kichert's und stellt das Haferl vor mich hin. Vergißmeinnicht sind drauf. Das hab ich meiner Mama zum Fünzigsten geschenkt.

Das Nanei schneidet jetzt einen rechten Kanten Brot vom Brotlaib. Wo sie das frische Brot bloß her hat?

»Oan Kantn für mi und oan für de oame Seel, de wo du bist!«, sagt sie ganz ernst und schmiert zentimeterdick Butter drauf.

Mit meinem Lindenblütenhonig ist sie auch nicht grad sparsam.

»Dankschee«, sag ich und schenk mir auch einen Tee ein. »A weich's Ei wär grad aa net schlecht«, sinnier ich.

Da lacht das Nanei wieder, langt in die Tasche von ihrem dunkelblauen Schurz und holt ein Ei heraus, das noch ganz warm ist, so als hätt sie's grad aus dem Topf geholt.

»Da, Kinderl, des is fürs ewige Leben. Iss, dass'd was werst!«. Ich probier, und es ist doch tatsächlich ein richtiges Ei, von einer Henne gelegt und wachweich gekocht und es schmeckt einfach wunderbar frisch. So ein Ei hab ich schon lang nimmer gehabt.

»Magst net dableiben bei mir, für immer?«, frag ich das Nanei.

»Naa, des geht ned so oafach, wia'st du moanst!«, brummt das Nanei und zwinkert zum Herrgottswinkel hinauf. »Z'erst muaßt no allerhand leistn!«

Und da ist's mir grad so, wie wenn Unser Herr zurückzwinkert. Aber das ist gewiss bloß die Sonne, die blendet und täuscht, jetzt, wo's grad hinterm Fliederbusch aufgeht. Hoffentlich bleibt's noch recht lang, das Nanei, wünsch ich mir. Sie ist mir mittlerweile schon sehr ans Herz gewachsen, die alte Wurzn.

»Alle zwoa samma oide Schraubn,
des derfst ma glaubn!
Juhu!
des derfst ma glaubn!«,

schnaderhüpfelt mein seltsamer Gast und räumt das Geschirr in den Spülstein, tanzt ein paar Schritterl auf ihre dürre Haxen und macht einen linkischen Knicks wie ein kleines Mäderl.

»I verschwind etz, wia da Wind, liabs Herzenskind!«, sagt sie noch

und löst sich einfach vor meine Augen in Luft auf. Was ist hier noch wirklich, und was träum ich mir zusammen?

Zwei lange Tag hab ich das Nanei nicht gesehn. Sie fehlt mir, jetzt, wo ich die ganze Nacht am Bett von meinem Elvis sitz und horch, ob er noch schnauft oder schon aufgehört hat mit dem Leben.

Da, so kurz nach Mittag, steht auf einmal das Nanei neben uns zwei und sagt zu mir: »Scheint's, mir machan a End mit da Quälerei. Sei a dapfers Weiberl!«

Und sie sagt allerhand lateinische Sprüch auf, wo ich nix davon versteh, und legt mir den Elvis in die Arme wie ein Kind.

Sie reibt ihm was Salbiges in die Lefzen. Da wirft er sich noch einmal, und das war's dann. Dem Elvis seine Geschichte hat aufgehört. Einfach so. Ich schrei bloß inwendig, weil der Himmel inwendig in meiner Seele einstürzt. Mir ist mein einziger Freund genommen. Und er kommt nimmer ins Land der Lebendigen. Jetzt bin ich wirklich ganz allein auf der Welt und weiß nicht, wie das Alleinsein gehen soll – ohne meinen Hund.

Aber die Amsel singt. Zwitschern tut's, dass es eine wahre Freud ist. Es brummen die Käfer und haben's ganz wichtig in der Morgensonn und der Hahn vom Meierbauern kräht so grauslich wie eh und je, dass es Zeit zum Aufstehn ist.

Das Nanei gräbt hinten im Garten ein tiefes Loch. Fix geht das. Sie ist eine Zähe, eine ganz eine Zache, wie man so schön sagt. Sie holt eine gestickte Leinendecke aus meinem Wohnzimmerschrank.

Lob und Preis sei dem allerheiligsten Sakrament des Altares ist draufgestickt mit blutrotem Faden, und zwei große Engel halten die Wacht neben der goldfarbenen Monstranz.

Da wickel ich meinen kleinen weißen Hund hinein und leg ihm auf seine Stirn das Amulett von meiner Oma mit Unserem Herrn Jesus drauf, grad aufs Dritte Aug, damit er drüben, wenn er aufwacht, gleich den Gottessohn erkennt und ihm auf den Arm springen kann, mit einem Satz!

Das Nanei schneidet die allerschönsten Rosen ab. Das ist mir nur recht, da decken wir den Elvis damit zu.

»Lass mi des macha!«, sagt das Nanei. »I bin schließlich d'Dödin und des is mei Gschäft. Muasst net daschrecka, i rechat bloß nach, was da Tod gmaht hat!«

Also wirft sie die Erde wieder hinein in die Grube und hüpft mit ihren dünnen Haxen so lang drauf herum, bis alles wieder glatt ist. Der Goldregen hat stark gelitten, man wird es ihm noch tagelang ansehen. Aber die Rosen stehen alle da wie die Einser, gesund und prächtig, und tun grad so, als ging sie die Sterberei nix an.

Jetzt schleppt sie einen großen Stein an, das Nanei, und sagt: »Magst 'leicht a goldne Schrift für dein' kloana Hund?«

»Ja, a goldne waar scho richtig. Des hat er si verdient!«, sag ich.

Und schon bohrt das Nanei mit ihrem gichtigen Zeigefinger auf dem Stein rum, hin und her fährt der Fingernagel, bis was aufblitzt.

Elvis steht da. Und die Schrift geht tief hinein in den roten Stein und ist aus lauter Gold! Das löscht so schnell kein Regen mehr aus die nächsten hundert Jahr.

»So!«, sagt sie und schnauft nicht schlecht. »Etz is vorbei mit dem elendign Lebn. Werst seh', wann's bei dir amoi so weit is, nachad kummt er dir gradaus entgegaglaffa, dei Hunderl, und holt di ab. Da, trink und leg di a bisserl hi! Dei Herz mog sowas nimma so gern mitmacha. Wirst as net spürn, dei Herz, weilst mei Trankerl gnomma hast. Des mach i mit alle brave Kinder a so!«

Und ich folg ihr und bin brav. Ist eh besser so. Ist eh schon wurscht, auch wenn das Trankerl, das ich jetzt schluck, mich vielleicht umbringt. Es wird nicht wehtun. So wie ich das Nanei einschätz, sagt sie die Wahrheit. Sie hat ja ein gutes Herz, die Frau vom Tod, und meins muss halt jetzt bald aufhören zum Schlagen. Irgendwann ist's halt Zeit, dass man fortmacht. Ich merk, ich hab nix mehr zum Sagen. Es ist alles gesagt und alles gemacht. Jetzt mag sich die alte Maschin hinlegen und aufhören zum Arbeiten. Ich komm grad noch zum Bett in meinem Kammerl. Und schon spür ich's: Mir haut's die Knie weg und es surrt ganz hoch in meine Ohren. Gleich bin ich abgereist. Ich muss mich nur fallen lassen in die Arm von meinem Kopfkissen. Dann ist alles ausgestanden.

Schad is' ned, dass i furtgeh muaß, denk ich noch.

Und wie ich so hinüberschwimm, immer tiefer in den Schlaf hinein, ist mir grad, als wenn was Weißes, Kleines mit schwarzen Schlappohren auf mein Bett hüpft und mit seiner Schnauze an meine Nase hinstupst, sodass ich für einen Moment gar keine Luft nimmer krieg ...